

INTERVIEW MIT LUZIA AMMANN

## «Können Sie Bubenhosen flicken?»

Das Interview führte Pia Gabriel-Schärer.

Frau Ammann, wir können in diesem Interview auf 66 Jahre Sozialarbeit zurückblicken. In welcher Zeit haben Sie an dieser Schule gearbeitet? Ja, wahnsinnig, ich werde bald 88 Jahre alt. Ich habe von 1960 bis 1987 hier gearbeitet, also während 27 Jahren. Ich bin danach noch sechs Jahre zur Pro Senectute gegangen, weil ich nach all den Jahren in der «Soz» die letzte Zeit im Beruf noch in der Praxis verbringen wollte. Auf ein Jugendamt konnte ich in meinem Alter nicht mehr gehen. Der Zufall wollte es, dass ich den damaligen Leiter der Pro Senectute getroffen habe. Ich habe ihm gesagt, ich sei gerade am Überlegen, wieder in die Praxis zu gehen für meine letzten Arbeitsjahre vor der Pensionierung. Seine Antwort war: «Komm doch zu uns, wir suchen jemanden.»

Sie waren als Sozialarbeiterin an der Schule angestellt. Was haben Sie unterrichtet? Sie wollten eine Praktikerin in der Schulleitung und haben mich berufen. Ich habe damals Fürsorgepraxis und Einzelhilfe sowie Arbeitstechnik unterrichtet. Und über die ganze Zeit hinweg betreute ich das Praktikumswesen. Am Anfang gab es noch keine Supervision – die wurde erst später eingeführt.

Dann war Fredi Banholzer Ihr Nachfolger? Ja, er war zuerst mein Studierender und dann mein Nachfolger, genau wie auch Katharina Vögtli.

Sie haben ja an der sogenannten Tagesschule gearbeitet. Was fällt Ihnen im Rückblick dazu ein – was war das für eine Schule? Ja, die Abendschule hat es noch nicht gegeben. Damals war das eine Schule für Töchter. Erst 1960 hat der erste Mann hier die Ausbildung gemacht. Er war der einzige Mann in der Klasse – Thomas De Nève.

1960 waren Sie also schon als Dozentin an der Schule. Und zuvor, wo haben Sie die Ausbildung absolviert? Ich habe hier an der Schule meine Ausbildung gemacht. Danach war ich fünf Jahre in der Praxis auf dem Sozialmedizinischen Dienst für Alkoholranke in Luzern und dem Sozialdienst für Schweizerinnen in London. In den folgenden Jahren habe ich verschiedene Weiterbildungen gemacht, zum Teil auch an der «Soz» in Zürich. Die Zürcher waren auf Holland ausgerichtet und man sagte damals, Holland sei im Case Work weitaus am fortschrittlichsten gewesen in Europa. Und dann hat die Zürcher Schule eine holländische Dozentin, Frau Van Beveren, engagiert, das war wirklich eine Kapazität in der Sozialen Arbeit. Sie hat in Zürich Theorie und Praxis im sogenannten Case Work unterrichtet. Und weil ich Beziehungen hatte zur Zürcher Schule, durfte ich dort auch teilnehmen. Man konnte auch einen Abschluss machen, ich glaube nach zwei Jahren.

Lina Ritter ist damals nach Holland gegangen, um eine systemische Ausbildung zu machen. Genau. Zu dieser Zeit waren Case Work, Group Work, Community Organisation in der Schweiz noch in den Kinderschuhen.

Konnten Sie das Gelernte dann für die Ausbildung umsetzen und weitergeben? Ja, das hoffe ich. Natürlich müsste man die Studierenden von damals fragen, ob das so stimmt. Aber doch, ich habe das Gefühl, der Stoff wurde so geboten, dass die Studierenden davon profitieren konnten. Zudem habe ich im Rahmen der Zürcher Fachkurse Fälle geführt mit Supervision bei Frau Van Beveren. Dort habe ich sehr viel profitiert und hatte dadurch stets Kontakt mit der Praxis.

Dann wurde in Luzern also die Ausbildungssupervision eingeführt. Hat es das zuvor nicht gegeben? Nein, das hat es zu meiner Studienzeit überhaupt nicht gegeben. Und wenn ich denke: Mein erstes Praktikum war ein Familienpraktikum. Das Praktikum absolvierten wir bei Familien mit vorwiegend sozialen und wirtschaftlichen Problemen. In «meiner» Familie hat die Frau innerhalb von etwa acht Jahren sechs Kinder geboren. Diese Mutter war tüchtig, aber enorm überlastet. Ob ich eine grosse Hilfe gewesen bin, weiss ich nicht. Aber ein Kind von damals besucht mich noch heute.

Offenbar haben Sie grosse Wirkung gehabt. Vermutlich ja. Und sie sagen mir immer wieder, sie hätten danach nie mehr jemanden gehabt, der so mit ihnen gespielt und Geschichten erzählt habe. Diese Frau war froh, wenn ich ihr die Kinder abgenommen und sie beschäftigt habe.

Damals hatten wir ja noch das Doppeldiplom in Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Dies wurde erst 1984 abgeschafft. Mit dem neuen Ausbildungskonzept wurden die Studierenden nur noch in «ambulanter» und nicht mehr in «geschlossener» Sozialarbeit, sprich Heimerziehung, ausgebildet.

Spannend. Wenn Sie so zurückdenken an Ihre Zeit an der Schule in den 1980er-Jahren: Was waren die grössten Herausforderungen für Sie als Dozentin? Eine grosse Herausforderung war die Gestaltung des Aufnahmeverfahrens. Ich selber musste damals keine Prüfung ablegen. Ich hatte lediglich ein Gespräch mit der Schulleiterin Frau Emma Keller. Sie fragte mich: «Ja hören Sie, können Sie denn überhaupt Bubenhosen flicken?» Das war Teil des Aufnahmegesprächs. Ich dachte, irgendwie «zusammenschnurpfen» kann ich das schon. Und dann habe ich gesagt: «Ja.» Aber bis heute habe ich noch nie Bubenhosen geflickt.

Und wie haben Sie dann als Dozentin das Aufnahmeverfahren entwickelt und gestaltet? Wir haben uns gesagt, wir müssen die Studierenden näher abklären und sie vor allem auch psychisch anschauen. In dieser Hinsicht sagen ja Zeugnisse nicht viel aus. Dann haben wir uns zusammengesetzt. Wir hatten das Gefühl, Berufsberater mit psychologischer Ausbildung wären sehr wahrscheinlich günstig, um das Gespräch und die Abklärungen durchzuführen. Ich weiss nicht mehr, wer ihn gekannt hat – ich selber nicht –, jedenfalls sind wir auf Dr. Ruedi Guggenbühl gekommen. Als Psychologe und Grafologe hat er dann jeweils auch noch die Schriften angeschaut.

In der Sozialen Arbeit hat der Boom zirka 1965 angefangen, würde ich sagen. Warum, weiss ich eigentlich gar nicht. Der Beruf war bekannter geworden. Und die Sozialen Schulen hatten in dieser Zeit auch vorwärtsgemacht. Sie haben sich zusammengeschlossen in der Arbeitsgemeinschaft Sozialer Schulen, der SASSA. Der Bund, der uns subventionierte, wollte

mehr Einblick haben in unser System. So ist das neue Aufnahmeverfahren dann sukzessive entwickelt worden.

Mussten Sie viele Interessierte ablehnen? Es hat Jahrgänge gegeben, wo wir ziemlich viele ablehnen mussten.

Wir haben ja heute noch ein Aufnahmeverfahren und es sind ungefähr 25 bis 30 Prozent der Interessierten, die wir nicht aufnehmen. Das würde wohl auf meine letzte Zeit an der Schule auch so zutreffen. Wir haben damals bei einzelnen Personen einfach noch gewisse Bedingungen gestellt und gesagt: «Wenn ihr dies und das noch erfüllt, könnt ihr zur Prüfung kommen. Und dann schauen wir euch nochmals an.»

Wenn Sie auf Ihre Zeit als Dozentin zurückschauen und auf die vielen Studierenden, die diplomiert wurden, haben Sie das Gefühl, die Ausgebildeten waren gut vorbereitet auf die Praxis? Und wie konnten Sie dies überprüfen? Wir haben natürlich Einblick erhalten durch die Praktika. Die Gespräche mit den Praktikumsleitenden waren sehr wertvoll. Deshalb haben wir uns dann grosse Mühe genommen, fähige Praktikumsleitende auszusuchen und auch Kurse für sie anzubieten.

Und wie haben Sie dies konkret gemacht? Jene, die seinerzeit zu mir in die «Soz» gekommen sind, kannte ich bereits. Sie waren nun in der Praxis berufstätig und wir haben sie angefragt. Weitere Praktikumsleitende kannten wir durch die gute Zusammenarbeit mit den anderen Sozialen Schulen – wobei das nicht viele waren: Zürich, Genf und wir.

Ja, Genf – diese Schule ist praktisch gleich alt wie wir. Sie ist auch 1918 gegründet worden.

Wie intensiv war dieser Kontakt mit den anderen Schulen? Der war sehr intensiv. Zürich hat ja noch zehn Jahre vor uns angefangen, 1908. Aber das waren zuerst nur Kurse, keine Ausbildung.

Wie lange dauerte denn in Luzern die Ausbildung? Zwei oder drei Jahre? Meine Ausbildung dauerte zwei Jahre. Später (1972) wurde die Ausbildung auf drei Jahre verlängert. Und wissen

Sie, wir sind auch immer mit den Mitarbeitenden der anderen Sozialen Schulen zusammengekommen. Erst später hat man den engen Kontakt zum Bund gesucht. Von dieser Seite kamen natürlich auch Bedingungen, und das war gut. So sind wir zusammengewachsen und mussten dafür sorgen, dass die Schule die Bedingungen erfüllt.

Man hat also auf der einen Seite die Schule, die Ausbildung, welche zum Beruf befähigen soll, und auf der anderen Seite die Praxis, die sich ja auch bewegt und entwickelt. Wie haben Sie das zusammengebracht? Woran haben Sie gemerkt, dass Sie die Ausbildung verändern mussten? Ich habe festgestellt, dass bei vielen Sozialarbeiterinnen respektive bei vielen Fürsorgerinnen damals noch ein gewisses Misstrauen bestand gegenüber den Schulen. Besonders, als wir angefangen haben, Bedingungen zu stellen, wenn wir ihnen Leute ins Praktikum schickten. Das Misstrauen war teilweise erheblich. Man musste es immer wieder abbauen. Und jene, die nicht so experimentierfreudig waren, haben viel Widerstand gegen das Case Work gezeigt.

Konnten Sie diesen Widerstand umgehen? Wie haben Sie mit den Leuten zusammengearbeitet? Es war uns ein Anliegen, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Das war nötig und deshalb haben wir auch Kurse angeboten für Praktiker – eigentliche Weiterbildungen im Case Work. Etwas später sind auch noch Group Work und Gemeinwesenarbeit dazugekommen. Wir hatten an der Schule eine Holländerin angestellt, die für Ehemalige Kurse und Supervision in Case Work gab.

Eben, Luzern war ja recht fortschrittlich. Sprach die Holländerin Deutsch oder hat sie auf Englisch unterrichtet? Sie konnte Deutsch, wie das ja bei den Holländern häufig der Fall ist.

Spannend. Und so konnten Sie voneinander lernen. Ja natürlich, von Frau Van Beveren konnte ich sehr viel profitieren.

Wie würden Sie die Entwicklung der Sozialen Arbeit in der Praxis beschreiben, die Entwicklung von der Fürsorgerinnen-Haltung hin zur professionellen Sozialen Arbeit? Was war die grösste Veränderung? Ich weiss nicht, ob dies die grösste

Veränderung war, aber der Klient ist mehr in den Mittelpunkt getreten. Man hat vermehrt versucht, ihm Hilfe zur Selbsthilfe zu bieten.

Vielleicht werfen wir noch einen kritischen Blick auf die Soziale Arbeit. Was hat die Soziale Arbeit aus Ihrer Sicht gesellschaftspolitisch bewirken können? Oder was hat sie eben nicht bewirken können? Also am Anfang war es oft schwierig, weil viele oder die meisten massgeblichen Leute in den sozialen Institutionen selber keine Ausbildung gehabt haben. Diese Leute sind uns vielfach mit Misstrauen gegenübergetreten, also gegenüber der Schule und gegenüber den Sozialarbeitenden. Man musste schon sehr diplomatisch vorgehen, denn sie fühlten sich manchmal fast vor den Kopf gestossen.

Gibt es Dinge, auf die Sie besonders stolz sind oder wo Sie sagen, «das war schwierig, aber ich habe es gut gemacht»? Hilfreich war es, dass ich versucht habe, meine Pläne in der Praxis zu verwirklichen. Und die Leute zu motivieren, auch mal über Neuerungen nachzudenken. Ich bin auch drangeblieben. Da konnte ich dann schon hartnäckig sein.

Was ist im Rückblick sonst noch wichtig? Es ist wichtig, dass man von der Schule her einen engen Kontakt findet zur Praxis. Und das geht gut, wenn die Studierenden dann in der Praxis sind. Man hat so die Möglichkeit, sie laufend auch mit Kursen oder Supervision weiterzubringen. Dass sie nicht stehen bleiben – das ist etwas sehr Wichtiges.

Haben Sie das Gefühl, die Schule sei der Praxis immer einen Schritt voraus gewesen? Ja, das darf man schon sagen. Respektive, es hat dann geändert. Nachdem Ehemalige weitere Zusatzausbildungen gemacht haben, die sehr gut waren. Von da an hat es schon gewechselt und wir hatten ausgezeichnete Leute in der Praxis. Die waren in beidem gut: in der Praxis und in der Theorie.

Und dann konnte man etwas zusammen machen. Ja, genau. Und dadurch ist natürlich auch das Niveau der Praktika gestiegen ...

... und die Praktikumsstellen haben wiederum profitiert von der Ausbildung. Genau. Und dann war es vorbei mit Ängsten und Aggression gegenüber der Schule, gegenüber der Theorie.

Als Sozialarbeiterin in der Lehre: Haben Sie sich manchmal ein wenig minderwertig gefühlt gegenüber denen, die studiert hatten? Gab es damals auch schon Psychologen oder Juristen, die unterrichteten? Das hat es gegeben, ja. Und als ich in der Praxis gewesen bin, waren meine Chefs alle Akademiker. Aber ich habe dies immer als gute Ergänzung empfunden. Wir hatten ein ausgeglichenes Verhältnis. Wenn es nach meinem Wunsch gegangen wäre, wäre ich ja gar nicht Sozialarbeiterin geworden. Wenn ich zurück könnte – wissen Sie, was ich machen würde?

Nein, welche Ausbildung würden Sie machen? Die Eugenia hat immer gesagt: «Zum Glück ist dies nicht passiert. Sonst wärst du noch theoretischer.» – Ich hätte am liebsten Mathematik studiert an der ETH.

Wäre das als Frau damals überhaupt möglich gewesen? Ich hatte gar nicht im Horizont, dass so etwas möglich sein konnte. Wissen Sie, ich bin in Langnau im Emmental aufgewachsen. Aber ich habe immer wieder an diesen Berufswunsch gedacht. Eigentlich hätte mich dies interessiert.

Dann sind Sie jemand, der strukturiert denken und argumentieren kann. Manchmal eben zu strukturiert. Ein Kopfmensch.

Ja, aber das ist sicher auch der Sozialen Arbeit zugute gekommen. Wenn wir zum Schluss noch nach vorne schauen: Gibt es etwas, das Sie uns als Schule wünschen für die Zukunft? Oder zum hundertsten Geburtstag? Ich wünsche der Schule weiterhin ein gutes Gedeihen. Und zwar ein Gedeihen, das sich laufend entwickelt.

So, dass wir nicht stehen bleiben? Genau, dass die Schule nicht stehen bleibt. Die Soziale Arbeit ist ein wunderschöner Beruf. Ich wünsche der Schule, dass ihr Freude habt an denen, die ihr ausbildet. Und dass die Ehemaligen ihrerseits wieder viel

Gutes tun können. Einfach eine Ausstrahlung wünsche ich der Schule.

Das ist ein schöner Wunsch, den nehme ich gerne entgegen. Ja, es ist und bleibt spannend. Die gesellschaftlichen Veränderungen sind Treiber für die Entwicklung von Schule und Ausbildung. Ja. Also, ich bin glücklich gewesen, sowohl im Beruf als auch nachher an der Schule. Ich denke immer, ich habe ein unverschämt schönes Leben gehabt.

Wenn ich noch einen Wunsch für die Zukunft habe, dann ist es der Wunsch, dass die Schule weiterhin die Studierenden selbst selektionieren kann. Das scheint mir ausserordentlich wichtig.

Ja, dafür kämpfen wir immer wieder. Denn es ist auch zu teuer, wenn wir die falschen Leute in der Ausbildung haben. Es ist besser, vorher zu selektionieren. Genau, das wünsche ich der Schule weiterhin.



**Luzia Ammann**, geb. 1930, ist Sozialarbeiterin. Sie hat 1952 bis 1954 in Luzern an der damaligen Sozialen Frauenschule die Ausbildung gemacht. Nach der praktischen Tätigkeit auf dem Sozialmedizinischen Dienst für Suchtkranke in Luzern und dem Sozialdienst für Schweizerinnen in London war sie zwischen 1960 und 1987 Dozentin an der Schule für Sozialarbeit. In ihrer

Zeit als Dozentin und Mitglied der Schulleitung wurde Case Work, Group Work und Ausbildungssupervision eingeführt. In den letzten sechs Berufsjahren war sie als Sozialarbeiterin bei der Pro Senectute Luzern tätig, bevor sie 1993 in Pension ging.